

Leseprobe aus dem Manuskript »Der letzte Sturm«

Nachstehendes sind nur Auszüge und nicht immer zusammenhängende Kapitel.

An alle und wen auch immer!

Mein Name ist Ildiko und ich habe das immense Verlangen, vielleicht ist es eine Art Psychohygiene, nun meine Seele zu erleichtern und damit meine Gedanken zu ordnen. Vieles habe ich rückwirkend geschrieben, so dass die Chronologie eventuell einige Federn lassen musste. Das meiste werde ich aus Aufzeichnungen zusammensetzen. Einige Male werde ich auch Briefe anderer einfließen lassen.

Nichts ist wie es war, nichts wird je wieder so sein und was kommt weiß ich ebenso wenig. Manche Tage sind einfacher als andere und doch nimmt jeden Tag die Düsternis zu.

Ich denke mein Weg ist hier nun zu Ende, doch vielleicht beginnt auch etwas Neues. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit darüber zu sinnieren. Morgen werde ich gehen, morgen wird es soweit sein und ich stoße die Tür auf und werde sehen, was kommt, mich erwartet ... wenn überhaupt.

Die Welt heilt sich selbst, so sagt man doch. Früher haben Krankheiten dabei geholfen, die Menschen in Schach zu halten. Die Forschung machte dem einen Strich durch die Rechnung. Die Menschheit pflanzte sich weiter fort, beanspruchte Lebensräume und Ressourcen. Nur eine Minderheit machte sich darüber Gedanken und Sorgen. Doch wir schoben all das vor uns her. In dem Glauben, unsere Generation wird das Ende schon nicht erleben, rodeten, fischten, verschmutzten wir weiter und die Erde suchte nach neuen Möglichkeiten die Zerstörer, also uns, zu dezimieren. Und siehe da es gelang ihr. Wir Menschen sind schuld und haben keine Ausreden mehr. Irgendwie macht es mich froh, dass die Selbstheilungskräfte der

Erde eingesetzt haben, denn der Mensch wird nun endlich erkennen müssen, dass er auf diesem Planeten derjenige ist, der sich am Wenigsten anpassen kann. Und das bekamen wir wahrhaftig zu spüren.

Heißt es nicht jeder bekommt seine Strafe? Ich denke nun ist der Mensch im Allgemeinen dran. Unserer Überheblichkeit sei Dank.

Ich habe keine Angst mehr. Keine Ahnung warum. Vielleicht habe ich die letzten Monate zu viel gesehen, gehört und auch getan. Grenzen, die man nie erreichen sollte habe ich bereits überschritten. Also bleibt mir ja nur noch ein Weg. Ich werde ihn hochoberhöhen Hauptes gehen – kein Zögern, kein Verweilen.

Meine Aufzeichnungen hinterlasse ich wem auch immer. Ich lasse sie einfach hier liegen. Möglich, dass sie jemand findet und liest, möglich, dass sie für immer unberührt hier bleiben. Wer weiß, was kommt? Es ist an der Zeit.

Ildiko Ferber im Mai 2015

Auszug aus Kapitel 1 – Der Beginn

Mittag desselben Tages

»Los kommt, der Chef hält seine jährliche Weihnachtsansprache. Alle treffen sich im großen Konferenzraum.«, rief Carina unser Mädchen für Alles und lief zum nächsten Büro, um auch ja alle Mitarbeiter zu informieren. Meine Kolleginnen hatten mir bereits davon erzählt. Eine kleine Veranstaltung bei der sich der Chef selber auf die Schulter schlug, uns allen erzählen würden, welch tolle Arbeit wir geleistet hatten und was uns das nächste Jahr erwarten würde. Allerdings sponserte er zu diesen hochtrabenden, geistlichen Ergüssen ein Büffet, welchem es an nichts mangelte. Kalte Vorspeisen, Suppen, Schnitzel, Aufläufe Gemüsepfannen – alles was das Herz beehrte und die weihnachtliche Fressorgie

einläutete. Der köstliche Duft waberte bereits durch die Flure und zeigte uns den Weg. Überall waren Stimmen zu hören, die es alle in dieselbe Richtung zog. Ich wunderte mich, dass doch so viele Mitarbeiter bei diesem schlechten Wetter an die Arbeit gekommen waren. Ich erklärte es mir mit dem Essen und war umso mehr gespannt, ob es den Beschreibungen meiner Kolleginnen entsprach.

Unterwegs trafen wir Erik, der Susanne bereits sehnsüchtig erwartete. Die Ersehnte schnappte sich seine Hand und ging gemeinsam mit ihm, Weihnachtslieder summend, in den Konferenzraum, welcher festlich geschmückt in weihnachtlichem Glanz erstrahlte.

Ich reckte meinen Hals, um einen Blick auf das besagte Büffet zu werfen, welcher mir durch die Mauer aus Leibern der Mitarbeiter verwehrt blieb. Es waren doch einige. Ich schätzte so an die dreißig.

Da der Tisch nicht genug Sitzplätze für uns hergab, blieben wir alle stehen. Nun sah ich in die Gesichter, die mir teilweise immer noch fremd waren und deren dazugehörige Namen mir immer noch vergessen gingen. Aber auch bekannte Gesichter wie das von unserer stellvertretenden Chefin Margaretha Wolfen, die ihre langen blondiert und gesträhten Haare streng am Hinterkopf zusammengebunden hatte, Isabella, ihre Sekretärin, deren große Brüste in einer viel zu engen Bluse eingesperrt waren, Matthias Bern, der leitende Ingenieur, der ganz dicht bei Dorothea, der Chefsekretärin, stand. Ingeborg berichtete mir, von einer angeblichen Affäre zwischen den beiden, was ich allerdings für unmöglich hielt. Dorothea war eine Frau in den mittleren Jahren, die ihre kastanienbraunen Haare als akkuraten Pagenschnitt trug. Ihre Klamotten waren nur von renommierten Designern und ohne Highheels verließ sie nie das Haus. Auch heute nicht, obwohl ich sicher war, dass sie auf dem Weg hier her, keine, ihrer kostbaren Schühchen, durch den Schnee gescheucht hatte. Wahrscheinlich trug sie diese in Seide eingehüllt her. Ihre Blicke waren immer herablassend und arrogant, genauso wie sie wirken wollte. Mit so einer äußerlich nichtssagenden Person wie Matthias würde

sie sich nicht einlassen. Naja gut vielleicht des Geldes wegen. Mir schien eher, dass sie das Liebchen des Chefs war, jedenfalls tat sie immer so, doch soviel ich weiß war Bruno Hellersdorf glücklich verheiratet. Aber was hieß das schon.

Unter all den Gesichtern stand auch Günther der unbrauchbare Hausmeister, der schon gierig auf das Essen stierte. Sollte er nicht lieber Schneeschippen?

Carina, die etwas rüdnliche, meist gut gelaunte Fee des Hauses, welche nun einen riesigen Babybauch vor sich hertrug, kämpfte sich durch die Menge und brachte jedem ein Glas Sekt. Auch wenn ich bald in mein Auto steigen würde, um mich durch die Schneemassen zu kämpfen, griff ich zu. Das Klirren eines Löffels an einem dieser Sektgläser ließ uns alle aufsehen.

»Meine Damen, meine Herren, wenn ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten dürfte.« Das Gemurmel erstarb und die Blicke aller richteten sich auf unseren Chef. Ein vorweihnachtliches Grinsen schmückte dessen Gesicht und mit seiner tiefen Stimme begann er mit der angekündigten Rede.

»Wie schön, dass bei diesem Wetter so viele von Ihnen den Weg hergefunden haben. War ja nicht einfach bei den Schneemassen.« Seine Worte erinnerten mich daran, dass es wirklich saudumm war, heute hier hergefahren zu sein. Während ich überlegte wie ich unfallfrei nach Hause kam, schon vom Parkplatz zu kommen würde mir alles abverlangen, ließ der Chef das Jahr Revue passieren. Da es mich sowieso weniger betraf hörte ich auch nur mit einem Ohr zu. Doch als wir dann das alte Jahr verabschiedeten und dem neuen zuprosteten, war ich wieder da, gedanklich. Mit einem Hieb trank ich und ließ mir das Prickeln die Kehle hinab laufen. Oh man, nun bräuchte ich schleunigst was zu essen, sonst gäbe es ein bitteres Ende. Das sollte es ja auch geben, aber nicht durch das bisschen Alkohol begründet.

Und als das Büffet eröffnet wurde, wer stand dann wohl als erstes da und häufte sich den Teller voll: genau; Günther. Missgünstig beobachtete ich ihn und freute mich zu sehen, dass Ingeborg ihn mit ihrem Prachtkörper zurückdrängte, so dass es für ihn zunächst kein Rankommen mehr gab. Ich schmunzelte

in mich hinein, als er irgendetwas in seinen Bart blubberte und Ingeborg sich herumdrehte. Nur ein Blick und Günther wurde klein wie ein Insekt und schleppte sich, sicherlich in sich hineinfluchend, zu einem Platz in der Ecke. Auch ich bediente mich und musste offen gestehen, dass die Speisen köstlich waren.

Im gemütlichen Beisammensein quatschten wir und aßen, tranken noch ein wenig und aßen weiter. Gelegentlich beobachtete ich andere Grüppchen von Mitarbeitern, die es ähnlich handhabten. Die Arbeit war für dieses Jahr getan. Erst im Januar kämen wir wieder zusammen.

Unser reges Essen und Sprechen wurde jäh unterbrochen, als Sabine, unsere Pförtnerin der Frühschicht, in den Raum gestürzt kam. Alle Augen richteten sich auf sie.

Nach Sauerstoff ringend, versuchte sie uns, mit wild gestikulierenden Armen, etwas mitzuteilen und blickte wie ein gehetztes Reh Richtung Ausgang.

Wir verstauten alle unser Essen in den Wangen und warteten.

Man hätte tatsächlich eine Stecknadel fallen hören können, wenn nicht im Hintergrund Weihnachtsmusik gespielt hätte.

»Schn ... schnell ...« Luftholen, Hecheln. »Ein ... Sturm ... direkt... « Hecheln. » ... auf ... direkt ... hier her!«

Noch immer blickten wir sie an. Keiner sagte was. Wir warteten auf die Pointe. Nun richtete sie sich auf, panisch, hektisch, verängstigt und wedelte heftig herum.

»Hört ihr nicht?« Ihr Schnaufen erinnerte an ein altes Walross. Herr Hellersdorf trat ihr entgegen, wahrscheinlich wollte er sie beruhigen oder nachfragen, was das sollte, was sie meinte. Wir anderen hatten immer noch nicht weitergekaut und beobachteten das ungewöhnliche Schauspiel weiter.

Ein plötzlicher Schrei, das Erzittern des Bodens unter unseren Füßen und das Klirren von Glas, dessen Geräusch aus einem gegenüberliegenden Büro kam, durchbrachen dieses eigenartige Szenario und rüttelte uns alle wieder wach. Ein lauter Pfeifton malträtierte unser Gehör und viele kniffen die Augen zusammen, als müssten sie das Geräusch dann weniger ertragen.

Herr Hellersdorf führte den Zug überraschter Gesichter an und lief als erster in das Zimmer, aus dem der Schrei und das Klirren kam. So war er auch der erste, der von dem Schwall eisiger Luft zurückgeworfen wurde, der scheinbar in dem Zimmer hauste. Das immens dichte Schneetreiben erlaubte niemandem die Sicht hinein. Die Tür schlug wieder zu und das Pfeifen wurde wieder lauter. Nun traten weitere Männer zu ihrem Chef unter anderem Maurice Keil, Helmut Gräber und Alexander Minnert.

Maurice war ein Kerl von beinahe zwei Meter Körpergröße, dessen Oberkörper allein den Türrahmen ausfüllen würden. Für gewöhnlich war er ein Aufschneider, aber ein netter. Alexander und Helmut waren Männer, die immer hilfsbereit zur Tat schritten, selbst wenn sie in eigener Arbeit versanken.

Diese drei Männer, plus dem Chef, zogen nun ihre Schultern hoch, wappneten sich gegen die Kälte und den Sturm und Maurice drückte dann die Tür auf. Wieder heulte der Wind auf, trieb Unmengen an Schnee in den Flur und ließ alle Zusehenden zurücktreten. Dann waren sie verschwunden, der Schnee und Sturm nahm sie gefangen und die Tür schlug zu.

Wirres Stimmengemurmel erklang. Alle blickten erschrocken, erstaunt, manche sogar ängstlich. Ich stellte mich etwas weiter weg, um das Ganze mit Abstand betrachten zu können. Meine Blicke ließ ich schweifen, welche Dorothea einfingen, die ihre Schuhe in sichere Entfernung brachte und die Situation unberührt ließ. Andere wirkten blass und eingeschüchtert.

Langsam bewegte ich mich wieder zurück in den Konferenzraum, um aus dem dortigen Fenster zu sehen.

Angekommen sah ich nur ein weißes Nichts. Es schien mir, als wären die Fenstergläser mit weißer Farbe getüncht worden. Ich starrte auf eine weiße Wand undurchdringlich und abweisend. Das meinte Sabine mit dem Sturm. Unter meinen Füßen fühlte ich, wie die immense Kraft dieser Naturgewalt an der Fassade riss, als schlug etwas gegen die Grundmauern. Es schnürte mir die Kehle zu und eine gewaltige Angst befiel mich. Ich war in einer Angsthase - keine Frage. Ich konnte mich wohl an heftige Winterstürme erinnern, aber all das war nicht zu vergleichen

mit dem, was gerade passierte. Das Jaulen und Lechzen des Windes schien wieder lauter zu werden und plötzlich fegte ein Windzug durch meine Haare.

Die Männer kamen aus dem Büro heraus und trugen etwas. So ging ich zurück und reihte mich in die Gruppe aus Neugierigen, Bestürzten und auch Erschrockenen.

Die Rückkehrer waren kaum wiederzuerkennen. Komplett weiß, jeder noch so kleine Zentimeter mit Schnee bedeckt. Sie wirkten wie Albinos und zitterten am ganzen Leib.

Helmut und Herr Hellersdorf trugen jemanden. Die weißen Kristalle ließen ein Erkennen nicht zu, doch wir alle wussten, dass in diesem Büro Karin Lemmer arbeitete. Frierend und bibbernd brachten sie die weiße Gestalt in das Konferenzzimmer und legten sie auf den Tisch. Sofort drängte sich Ingeborg durch, die einiges von erster Hilfe verstand.

»Das ist das reinste Chaos da drin. Nichts steht mehr da wo es vorher stand. Und es ist so kalt. Kein Vergleich zu heute Morgen.«, sprach Bruno Hellersdorf und rieb sich die Arme. Auch die anderen drei froren und versuchten sich von dem Schnee zu befreien.

Ingeborg hantierte derweil an Karin herum, grub sie aus dem weißen Panzer, der sich mehrere Zentimeter festgebacken hatte und sog plötzlich scharf die Luft ein. Sie trat einen Schritt zurück und von der gegenüberliegenden Seite des großen Tisches erklang ein Schrei. So einer, wie sie meist nur in Horrorfilmen vorkamen – markerschütternd und durchschneidend. Er kam von Isabella, die ihre Augen, schreckensstarr aufgerissen, an Karins Gesicht heftete. Das Gemurmel begann erneut und auch andere verängstigte Ausrufe erfüllten den Raum.

Ich sah nichts, wunderte mich allerdings schon. So schob ich mich ein wenig vor und erblickte, was alle anderen sahen. Karins Gesicht fehlte. Glasscheiben steckten in ihrem Kiefer und in dem was von ihrem Antlitz übrig war. Nur durch die kleine Erhebung des Nasenbeins, welches vor zwei Löchern aufragte, die tief in Karins Schädel blicken ließen, konnte man auf ein Gesicht schließen. Die Kristalle schmolzen und

entblößten immer mehr des furchtbaren Anblicks. Lippen und Augen fehlten komplett. Die weißen Zähne blitzten aus dem aufgerissenen Fleisch hervor, wie bei einer Puppe aus der Geisterbahn. Ihr Gesicht ähnelte mehr einen Pfund Gehacktem, als etwas menschlichem – als hätte ihr jemand die Haut vom Knochen geschabt. Der Anblick schien mir so unwirklich, als läge eine Puppe auf dem Tisch und gleichzeitig sagte mir mein Bauch, dass es alles sehr real sein musste.

Einige drehten sich bereits weg, wollten das Grauen nicht mehr sehen, andere gafften, wahrscheinlich auch diejenigen, die bei einem Autobahnunfall einen Stau produzierten, weil sie unbedingt Tote und Verletzte sehen wollten, dachte ich so bei mir.

»Hat schon jemand den Krankenwagen gerufen?«, fragte Bruno Hellersdorf.

»Ich komme nicht durch. Die Leitungen waren eine ganze Zeit besetzt und jetzt höre ich nur noch ein Rauschen. Ich versuche es aber weiter.«, erklärte Carina, deren Hände zitterten.

Der Raum war kälter geworden, vielleicht war mir auch der Schreck in die Glieder gefahren. Ich wollte Karin nicht mehr sehen müssen und drehte mich weg. Mein Blick fiel auf Günther der immer noch essend in einer Ecke saß und dem der ganze Trubel keinesfalls auf den Magen geschlagen war. Angewidert drehte ich mich weg. Im Flur war eine riesige Lache Schmelzwasser, das Carina bereits aufwischte. Mina und ich kamen zeitgleich bei ihr an und nahmen ihr den Wischer ab.

»Lass uns das machen.«, sagte Mina und nahm den Mopp, während ich noch einen Scheuerlappen ergatterte, um das Wasser aufzusaugen. Die Arbeit lenkte mich ab. Ich wollte nicht daran denken, was nun da draußen passierte. Was war das für ein Sturm? Und er schien stärker zu werden.

Ununterbrochen war das Murmeln und Heulen zu hören. Ich verdrängte es und wrang den Lappen aus. Mina war ebenso ruhig, was ungewöhnlich war.

Ein weiterer Aufschrei ließ uns innehalten. Ich war unschlüssig ob ich sehen wollte, was der Auslöser dafür war, doch die Entscheidung wurde mir abgenommen. Das Röcheln, welches

mir zu Ohren kam, klang schrecklich, erstickend, gequält. Mein Verstand sagte mir, dass das nicht sein konnte, aber ich wusste, dass es Karin war. Verdammt sie lebte noch. Wie konnte man mit diesen Verletzungen noch leben?

Mina ergriff meinen Arm und nötigte mich weiter zu wischen. Ich tat es, meine Gedanken überschlugen sich. Im Konferenzzimmer brach ein unkontrolliertes Durcheinander los. Stimmengewirr, Fußgetrappel, Hektik.

»Wir müssen ihr helfen. Sie muss zu einem Arzt.«, rief jemand.

»Ich erreichen niemanden.«, schrie eine andere Stimme.

»Oh mein Gott, so hilf ihr doch jemand.«

Die Stimmen überschlugen sich, bis Ingeborgs lautes Organ einen Schrei losließ und alle urplötzlich verstummten. »Raus hier! Alle! Helmut du bleibst hier und Bruno, du auch. Hat sonst jemand medizinische Kenntnisse oder einen erste Hilfskurs belegt? Derjenige bleibt auch hier. Ich brauche einen Erste-Hilfekoffer und Wasser, Decken und was man sonst so finden kann, um es Karin so bequem wie möglich zu machen. Jeder der Schmerztabletten hat bringt mir diese. Und das alles plötzlich, ohne Hektik und Chaos.«

Keiner widersprach, keiner weigerte sich und alle drangen auf den Flur zurück.

Ich hob immer noch nicht meinen Kopf und glücklicherweise schloss sich die Tür zum Konferenzraum. Mit Schmerztabletten konnte ich nicht aufwarten, das Einzige was ich anbieten konnte waren Vitaminpräparate. Sehr unwahrscheinlich, dass diese Karin irgendwie weiter helfen würden.

Meine Gedanken schwammen in meinem Hirn herum und waren nicht greifbar. Angst durchzog mich, drang in jede Zelle meines Körpers. Obwohl keine Wasser mehr auf dem Boden zu finden war, wischte ich fahrig weiter, bat um jede kleine Ablenkung, um mich dieser Furcht nicht stellen zu müssen. Die Weigerung darüber nachzudenken, wie es meinen Hunden ging, ob mein Häuschen noch stand, versuchte ich aufrecht zu erhalten. Klappte nicht!

»Meinst du es ist überall so?«, wollte ich von Mina wissen.

»Ich kann es dir nicht sagen. Keine Ahnung ... ich hoffe nicht!«

»Das hoffe ich auch!« Es beruhigte mich nicht, denn das erste Mal konnte ich aus Minas Stimme Verunsicherung heraushören. Wenn ich hier fertig war, würde ich im Internet nach dem Wetterbericht schauen.

Kurz darauf brachten wir die Gerätschaften und Eimer weg, als ein weiteres lautes Klirren durch den Flur tönte und das Aufheulen des Windes weiter answoll. Glücklicherweise wurde es nicht von einem neuerlichen Schrei begleitet.

Nichtsdestotrotz schlug mein Herz im panischen Stakkato.

Dann wieder ein Klirren. Der Sturm versuchte sich am Abriss des Firmengebäudes und ließ keinen Zweifel daran, dass er es ernst meint.

Überall begannen die Leute zu rennen, ob weg von den erschütternden Geräuschen oder darauf zu. Mina und ich blieben stehen wo wir waren, aus dem Konferenzraum vernahmen wir immer noch das gequälte Röcheln von Karin, die sich unter Schmerzen plagte.

Einige Männer darunter auch wieder Maurice, Alexander und Erik, Letzterer von Susanne ermutigt und angefeuert, stopften vor die Türschlitze der Büros, in denen die Fenster zerstört waren, alte Lappen und Lumpen. Sofort ließ das unheimliche Jaulen nach.

Während andere geschäftig versuchten zu helfen, etwas taten, um die eigenwillige Situation unter Kontrolle zu bringen, standen andere herum. Auch in diesen Gruppen gab es feine Unterschiede zu erkennen. Die einen standen konsterniert, erstarrt und furchtsam in den Ecken, nicht wissend, was passierte oder was sie tun sollten. Dazu gehörte Matthias der leitende Ingenieur, Erika, die gute Seele der Vermittlung oder Udo Keil einer der Handwerker, der auch äußerst talentfrei zu sein schien. Dann gab es die Gruppe der Hyänen, die jetzt schon meinten alles besser zu können, aber keinen Schlag taten. Dazu gehörte die Vize-Chefin, ihre Sekretärin, die Chefsekretärin, Didier ein Softwarespezialist, wobei ich den Spezialisten in seiner Bezeichnung sehr in Frage stellte. Außerdem stand Barbara bei ihnen, sie war für Bestellungen aus dem Ausland zuständig. Ich traute meinen Augen nicht, als ich sah, dass sie

in der einen Hand ein volles Sektglas hielt und in der anderen die Sektflasche. Als sei nichts passiert protestierte sie halblaut und aufmüpfig, während sie gelangweilt den eilenden Männern zusah und ihre Nase rümpfte. Ihre Kollegin, damals wusste ich ihren Namen noch nicht, aber es war Astrid, stand ebenso dabei und zog ein Gesicht, als stünde sie knietief in einem Misthaufen.

Mina zog mich weiter.

»Lass uns mal schauen, ob wir noch ein paar Lumpen finden, um die Türen abzudichten. Notfalls nehmen wir einfach die schweren Vorhänge.« Ich nickte.

Wir durchstöberten die Büros, die nicht abgeschlossen waren und nahmen alles mit, was wir gebrauchen konnten. In unserem Zimmer angekommen, setzte ich mich sofort vor meinen Computer und rief eine Internetseite des Wetterdienstes auf, versuchte es zumindest. Es kam keine Verbindung zustande.

Strom war da, die Kabel steckten und ließen mich doch nur auf die internen Server und die eigene Festplatte zugreifen.

Verzweiflung wallt in mir auf und ich suche mein Handy.

Rasch wähle ich die Nummer meines Bruders. Nichts!

Rauschen! Ich versuche es weiter. Seine Arbeitsstelle, meine Mutter, meinen Vater. Nichts! Das aufdringliche Rauschen war allgegenwärtig. Nicht einmal die Ansage, dass der Gesprächspartner momentan nicht erreichbar ist ertönt. Ich blicke zum Fenster. Die weiße Wand beherrscht noch immer den Ausblick.

Auch Mina versucht zu telefonieren und ich erkannte an ihrem Blick, dass auch sie keinen Erfolg hatte. Sie erfasste meine Angst, die zu brodeln begann.

»Der Sturm ist sehr heftig. Ich habe so was noch nie erlebt.

Wahrscheinlich sind alle Netze überfordert. Das wird schon wieder. Später versuchen wir es einfach nochmal. Lass uns erst einmal die Decken und Vorhänge zu den anderen bringen.«

Ich nickte und erhob mich. Das Chaos und die Angst raubten mir den Atem. Aber ich folgte ihr.

(...)

Die Nacht

Das Pfeifen des Sturms ließ mich nicht schlafen, die Gedanken an meine geliebte Familie und meine Hunde taten das übrige. Es schwirrte alles in meinem Kopf und ich versuchte an nichts zu denken. Mittlerweile wurde es richtig kalt, da die Türen und die Wände der kaputten Büros so eisig waren, dass sich der Frost im ganzen Gebäude ausbreitete. Ich hoffte so sehr, dass der Morgen Besserung brachte. Unruhig versuchte ich es mir auf dem großen Sessel bequem zu machen, zum Schlafen brachte es mich trotzdem nicht. Also stand ich auf und wanderte, um die anderen nicht zu stören, auf den kühlen Gängen hin und her. Meine Daunenjacke zog ich bis zu den Ohren und lief wieder zum großen Konferenzraum, um zu sehen, wer noch wach war. Gedämpfte Stimmen drangen bis zu mir auf den Gang und vorsichtig klopfte ich an die Tür. Ein leises »Herein« erklang und ich folgte der Aufforderung. In eine alte Decke gehüllt saß mein Chef mit Helmut Gräber, dem Praktikanten Leon, Erik und Susanne um den großen Tisch. Alle versuchten es sich auf den harten Stühlen so bequem wie möglich zu machen. Nur Leon, den ich zu der Zeit noch nicht so gut kannte, durfte sich auf dem Chefsessel reckeln und es war mir klar, dass Bruno ihm diesem überlassen hatte. Alle blickten mich gebannt an und unterbrachen kurz ihr Gespräch. Ich kam mir wie ein Eindringling vor, aber Susanne hieß mich willkommen.

»Na du kannst wohl ohne einen Mann an deiner Seite nicht einschlafen?« Verschmitzt lächelte sie mich an. »Ja, das kenn ich. Deshalb habe ich meinen immer dabei.« Mit diesem Worten kuschelte sie sich an Erik, der mich nur bedauernd ansah.

»Kommen Sie schon Ildiko, setzen Sie sich zu uns. Ich habe gerade Tee gemacht. Möchten Sie eine Tasse?«, fragte mich mein Chef und ich nickte dankbar.

Alle im Raum vermieden es über unsere Situation zu sprechen und während ich mich an meiner wärmenden Tasse Tee festhielt, stießen immer mehr Kollegen zu uns, die nicht

schlafen konnten oder deren Sorgen sie in die Unruhe trieben. Allen, zumindest einen großen Teil, stand die Besorgnis ins Gesicht geschrieben und ich wusste genau, wie sie sich fühlten. Die meisten dachten an ihre Lieben daheim, nur keiner sprach es aus, aus Angst vor einer Art Abschied. Mir ging es jedenfalls so.

Also wurde von den bevorstehenden Festtagen erzählt und wie wir sie alle verbringen würden. Komische Geschichten kamen da genauso vor, wie traurige und ich stellte mal wieder fest, dass Weihnachten nicht für alle dasselbe bedeutete.

»Mir graut es schon vor der ganzen Arbeit, dem Abwasch und die Aufräumarbeiten danach.«, erklärte Dorothea affektiert. Ihre Stimme allein war schon nervend, aber ihre Gestik dazu war geradezu abstoßend.

»Also ich mag den Trubel, wenn alle an einem Tisch sitzen, man über das vergangene Jahr sinniert und dem neuen entgegenblickt. Weihnachten ist so harmonisch, selbst mit der vielen Arbeit und den Chaos. Ich freue mich sehr darauf.«, entgegnete Bruno und lächelte.

»Ja, weil Sie nicht alles zu arrangieren und bewerkstelligen haben. Fragen Sie mal ihre Frau was die dazu sagt. Dann werden Sie auch mich verstehen können. Wenn es nach mir ginge würde ich Weihnachten meine Koffer packen und einfach verschwinden. Am besten dorthin wo es warm ist.« Sie zog ihre High Heels aus und massierte ihre Fußballen. Unglaublich wie man beständig diese Dinger an den Füßen haben konnte. Zudem musste ich mir ein Lächeln verkneifen, denn alle wussten, dass Dorothea ihren Chef duzte, nur vor uns anderen wollte sie immer den Schein wahren.

»Tja, da muss ich dich enttäuschen. Ich koche und organisiere alles. Meine Frau hat an diesem Tag Küchenverbot.« Dorothea sah ihn ungläubig an und schüttelte dann langsam den Kopf. »Hätte ich mir denken können.«

Die Tür öffnete sich und herein trat Barbara. Ihr verquollenes Gesicht, wirkte durch die anstrengende, nervenaufreibende Nacht noch abstoßender. Ihr Schweinsäuglein betrachtete uns

alle eingehend und blieb an Dorothea hängen, zu welcher sie sich dann auch gesellte.

»Ich kann unmöglich schlafen. Astrid fällt die kanadischen Wälder. Das erträgt niemand.« Dann ließ sie sich einfach auf einen Stuhl plumpsen und schloss die Augen. Dadurch wurde Leon wach, der ein wenig eingeschlummert war.

Bedrückt sah ich auf die Uhr. Zwei.

Immer mehr meiner Kollegen kamen in den Konferenzraum, immer mehr von ihnen suchten hier Schutz oder Geselligkeit, Zerstreung oder versuchten einfach nur auf andere Gedanken zu kommen, denn der Sturm fegte noch ebenso stark über uns hinweg. Nicht ein Anzeichen von Besserung war zu spüren. Ich nahm das Heulen zwar noch wahr aber ich versuchte gar nicht daran zu denken.

»Das hatte ich mir auch anders vorgestellt. Was ist, wenn wir hier noch Weihnachten verbringen müssen? Hat daran schon mal einer gedacht? Ich meine, wie viel Essen haben wir überhaupt hier? Keine Ahnung wie ihr alle so ruhig bleiben könnt? Habt ihr schon mal rausgesehen?«, wettete Dorothea und sprach all das aus, was wir versuchten zu verdrängen.

»Mal doch nicht gleich alles schwarz. Sicherlich ist es schlimm und ich denke etwas Ähnliches gab es hier in unserer Gegend noch nie, aber auch das wird vorbei gehen. Und wenn es eben noch einen Tag dauert. Essen haben wir sicherlich genug.«, beruhigte uns Bruno, der sofort bemerkte, dass Dorothea mit ihren Äußerungen die vergrabene Angst aller hervorkitzelte. Im Raum wurde es unruhig, Stimmen murmelten durcheinander und der Wind sang sein Lied dazu. Alles wirkte so unwirklich. Ich beobachtete, wie Bruno seine Sekretärin ansah und leicht den Kopf schüttelte. Es wirkte wie eine Bitte, so als solle sie bloß nicht noch weitererzählen. Sie dagegen blitzte ihn herausfordernd an und hob die Schultern, so als wäre sie sich keiner Schuld bewusst.

Die Unruhe in mir schwoll wieder an und ich musste hier raus, wollte einfach nichts mehr von diesen Ahnungen und Eventualitäten hören. Schon gar nicht von jemandem wie Dorothea oder Barbara. Also lief ich auf den Gang und

begegnete dort Alexander. Mein Gesichtsausdruck schien Bände zu sprechen und so lief er direkt auf mich zu.

»Geht es dir gut? Frierst du auch nicht?« Seine Sorge bestätigte wieder Ingeborgs Aufziehen, denn sie war der Meinung, dass Alexander wohl ein Auge auf mich geworfen hatte. Mir war das egal. Er war ein netter, hilfsbereiter Kerl und ich wollte ihn nicht verärgern, aber auf gar keinen Fall irgendwelche Hoffnung machen.

»Ich mache mir nur Sorgen um meine Familie und meine Hunde.«, erwiderte ich daher. »Ich vertrete mir nur mal die Beine. Ich mag es nicht eingesperrt zu sein. Naja ... vielleicht haben wir es bald überstanden.«

Er nickte nur und sah mir nach als ich ging. Ich wollte nur weg von diesen düsteren Gedanken der anderen. Dorothea hatte ja wirklich nur ausgesprochen, was wir alle dachten, aber so in den Raum gestellt wirkte alles noch viel entsetzlicher.

Eingegraben in meine Jacke wanderte ich ziellos durch die Flure, hielt respektvoll Abstand zu den Bürotüren, deren Fenster der Sturm zerstört hatte. Es wirkte alles so bedrohlich, so endgültig und ich versuchte an nichts zu denken. Meine Atmung ging schwer und abgehackt obwohl in mich weder anstrenge noch körperlich verausgabte. Langsam begab ich mich zum großen Eingangsbereich, der dem Sturm trotzte und mir einen Blick in die uns umschließende, einsperrende Kälte gewährte. Ich setzte mich auf die Stufen und blickte in das Grau, welches diese unheimliche Präsenz ausstrahlte, die in mir eine immense Übelkeit heraufbeschwor. Während ich so in das Toben der Schneeflocken blickte wurde ihr Tanzen durch das Heulen des Sturms begleitet. Es wirkte so surreal. Bitte ende – hör auf, bat ich und wie zum Trotz schlugen die riesigen Flocken gegen das große Fenster. Glücklicherweise traf der Sturm nicht frontal auf das Glas, sollte das zerspringen, wäre der Schutz vor der Kälte dahin. Während ich fast hypnotisiert in das Chaos blickte, meinte ich, dass ich durch das Grau etwas anderes wahrnahm. Etwas was sich unruhig darin bewegte, als schwebe es in den Böen. Ich schüttelte den Kopf, meine Sinne spielten scheinbar schon jetzt verrückt und das schwor schon

wieder eine niederdrückende Angst in mir herauf. Also entschied ich mich zu den anderen zurück zugehen, oder vielleicht doch zu meinem Sessel. Eigentlich stand mir nicht der Sinn nach apokalyptischen Gehabe im Konferenzraum, welches Barbara und Dorothea versprühten. Vielleicht fand ich in Minas Gegenwart etwas Beruhigendes.

Langsam kehrte ich dem Eingang meinen Rücken zu, als ein lauter Schlag mich zusammenfahren ließ. Mein Herz schlug so heftig, dass ich mit meiner Hand an meine Brust griff, so als könnte ich es dann daran hindern aus meinem Körper zu springen. Mit schreckensstarren Gliedern und angstgeweiteten Augen drehte ich mich zurück. Richtig erkennen konnte ich nichts. Vor der Tür lag etwas. Ein verirrtes Tier? Meine Füße bewegten sich einfach nicht und meine Furcht bannte mich an Ort und Stelle. Ich bemerkte nicht, dass ich den Atem anhielt, spürte mein Zittern nicht und meine Augen brannten, weil ich mich weigerte zu blinzeln. Das was da vor der Tür lag bewegte sich. Meine innere Anspannung zerriss mich schier und ich begann zu schreien. In der Zeit, bis endlich jemand kam, mich an den Schultern packte und mich schüttelte, bis ich aufhörte zu brüllen, konnte sich die Gestalt vor der Glasscheibe aufrichten und ich musste erkennen, dass es sich nicht um ein Tier, sondern einen Menschen handelte. Während ich beruhigt wurde – es war mir nicht möglich mitzubekommen von wem – liefen Bruno, Maurice und Helmut zum Eingang und öffneten die Tür. Der Sturm zerrte an allen, als wolle er die Männer aus der sicheren Wärme herausaugen, sie in das Schneetreiben drängen. Die vollends in Schnee und Eis eingehüllte Person, wurde in die Wärme gezogen und man meinte, dass er geradewegs aus einer Zuckerbäckerei ausgebrochen ist. Ich beruhigte mich wieder, meine Nerven waren bis zum Anschlag strapaziert und Mina brachte mir eine Tasse heißen Tee, an der ich mich festklammerte. Astrid kam urplötzlich angerannt und startete uns panisch an.

»Was ist passiert, ich habe jemanden schreien gehört?« Ihr Gesicht spiegelte endlich mal eine Emotion wieder, was man normalerweise nicht von ihr behaupten konnte. Meist guckte sie

verbittert und angewidert, was sie viel älter erscheinen ließ, als sie tatsächlich war. Unruhig fixierten ihre Augen die Gestalt, die schlaff zwischen dem großen Techniker und meinem Chef hing und sagte nichts mehr, obwohl ihre ganze Mimik Bände sprach.

»Bringen wir ihn erst einmal in den Konferenzraum, bringt Decken, Handtücher und jemand sollte Tee kochen.«, sprach Helmut und setzte sich an die Spitze der merkwürdig anmutenden Prozession, während mich Mina vor sich herschob, um ebenfalls in das Konferenzzimmer zu gelangen. Meine Füßen waren bleischwer und meine Gedanken überschlugen sich zum wiederholten Male in meinen Gehirnwindungen, dass mir richtiggehend schwindelig wurde.

Ich verfolgte die nächsten Minuten wie in Trance, während sich die anderen Kollegen neugierig um den Neuankömmling scharten.

BEÄNGSTIGENDE REALITÄT

Widerholt blickte ich in die Kälte in der Hoffnung, jeden Moment einen Schneeflug zu sehen der uns aus dieser Misere herausholt. (Auszug aus den Notizen von Ina Clemens)

Der erste Morgen

Es hatte sich bis zum Morgen herausgestellt, dass unser geheimnisvoller Fremder von der Gießener Stadtreinigung war und eigentlich die Straßen vom Schnee befreien sollte. Sein Name war Sebastian Groß, was er mit schwerer Zunge preisgab. Seine Hände waren steif gefroren, sein Gesicht wies einige erfrorenen Stellen auf, aber Ingeborg meinte, dass es alles nicht so schlimm sei und er froh sein könne, dass er lebt.

Nachdem man in ihn mehrere Tassen Tee geschüttet hatte und sein Zittern etwas nachließ hörten wir alle gespannt zu, was Sebastian uns erzählte.

»Ich bin gestern Morgen schon um drei Uhr in der Früh rausgefahren. Am Anfang war alles wie immer, doch ab sechs wurde der Schneefall dichter. So was hab ich noch nie gesehen. Jedenfalls nicht hier. Am Nachmittag war es für mich fast

unmöglich überhaupt noch irgendwo durchzukommen. Mittlerweile war kein Mensch mehr auf der Straße und ich schien ganz allein in diesem verfluchten Weiß herumzuhängen. Nicht mal mehr die Straßenbegrenzungen konnte ich sehen, meine Verbindung zu Kollegen auf den anderen Schneepflügen war abgebrochen und so machte ich einfach weiter, so gut ich konnte.« Er hielt inne und schüttelte ungläubig den Kopf und blickte ins Leere.

»Wie sind sie dann hier hergekommen?«, wollte Bruno wissen. Sebastian richtete seine glasigen Augen auf ihn, wobei er mit dem Kopfschütteln noch nicht innehielt.

»Ganz ehrlich ... ich weiß es nicht. Irgendwann saß ich fest, kam weder vor noch zurück und um mich herum war alles nur noch weiß. Es wurde immer kälter und dann war mein Tank leer. Es gab nur zwei Möglichkeiten für mich. Sitzen bleiben und erfrieren oder raus und hoffen, dass ich bevor ich erfriere Unterschlupf finden würde. Wie lange ich lief weiß ich nicht mehr, aber der Schnee ist mannshoch, kaum ein Durchkommen ist möglich. Man sieht keine zwei Meter weit, zumal man nicht mal die Augen aufhalten kann. Der Sturm reißt an einem, dass es nur so durch Mark und Bein zieht. Es sind sicherlich mindestens zwanzig Grad unter Null und durch den Wind fühlt es sich wie minus fünfzig Grad an. Ich hab wohl die Orientierung verloren. Das ist alles an was ich mich erinnere.« Alle blickten ihn an und in jedem einzelnen Gesicht konnte ich nun Angst, Panik oder Resignation sehen. Manche versuchten es zu verbergen, andere zeigten es ganz offen aber die Angst war allgegenwärtig.

(...)

Der Tod schneit herein (...)

Minas Hamstern und apokalyptische Getue verunsicherte mich immer mehr. Aber ich nahm mir vor das alles durchzustehen und in Kürze würde ich von meinem Abenteuer erzählen können. Das Pfeifen und Heulen des Sturmes holte mich schnell auf den Boden der Tatsachen zurück. Ein Stöhnen mischte sich

darunter und ich sah zu Sebastian, den Schneepflugfahrer, dessen Gesicht immer noch eigenartig aussah. Die Kälte hatte ihm doch mehr zugesetzt als der erste Anschein vermuten ließ. Ingeborg erhob sich schnell und betrachtete seine tiefrot und komisch braunen Wangen. Seine Nase sah aus, als glühe sie von innen heraus. Ich konnte nicht hören was Ingeborg sagte aber gemeinsam gingen sie aus dem Raum und verschwanden aus meiner Sicht.

Bruno ergriff das Wort und ließ mich aufschrecken. Beruhigend legte mir Mina ihre Hand auf den Arm. Es half ein wenig.

»Was soll ich sagen? Der Wind schwächt nicht ab und aus einer unerschöpflichen Quelle kommt der Schnee. Wir sollten uns erst einmal bequem einrichten. Ich versuche noch einmal mit Günther zu sprechen, ob er noch Decken und andere Dinge rausrückt. Außerdem geht Alexander gleich mal rum. Sagt ihm bitte, ob ihr irgendwas Wichtiges oder Nützliches in euren Autos habt. Wir werden dann mal sehen, ob man es nicht rausholen kann. Gibt es sonst noch etwas zu sagen?«

Genau in diesem Moment ging das Licht aus und ich hielt den Atem an. »Keine Panik, keine Panik. Es wird dafür eine Erklärung geben.« Er blickte zu Maurice, der sich sogleich aus dem Zimmer bewegte und verschwand.

(...)

Zwischenzeitlich war Bewegung in den Raum gekommen und ich hielt es für angebracht ein paar Schritte zu laufen. Ich gab Mina Bescheid und verschwand auf den Flur. Dort kamen mir Kollegen entgegen, die wohl von der gleichen Idee beseelt waren. Aber ich verspürte keineswegs den Drang mit jemanden zu reden und so führte mich mein Spaziergang in unser Büro. Ich schlüpfte herein und gab unverzüglich einen Schrei von mir. Nichts Schlimmes, aber ich überraschte gerade Susanne und Erik in verfänglicher Pose, die sich irgendwie unbemerkt aus dem Konferenzraum geschlichen hatten. Schnell entschuldigte ich mich und verließ fluchtartig das Zimmer. Lachend und quiekend kam mir Susanne hinterher und sagte irgendwas, aber das wollte ich gar nicht hören. Ich hob nur meine Hand und bewegte mich schleunigst in die andere Richtung. Im hinteren

Teil des Flures war es so dunkel, dass mir total mulmig wurde und ich nur schnell zur Toilette lief. Rasch betrat ich die erste Kabine und blinzelte durch dieses eigenartige Zwielflicht, denn es mutete an, als würde irgendetwas an der Wand kleben. Das widerte mich schlagartig an und ich wechselte in die nächste – zumindest hatte ich dies vor. Ich drückte die Klinke nach unten, doch die Tür bewegte sich nur ein paar Zentimeter. In diesem spartanischen Licht konnte ich aber den Grund dafür nicht erkennen. So stemmte ich mich gegen die Tür und schob. Zentimeterweise kam ich voran. Mir wollte nicht einfallen, warum die Tür klemmte, dabei schrillten normalerweise immer meine inneren Alarmglocken. Dieses Mal waren sie wohl einfach überfordert, von diesem ganzen Chaos, welches in mir tobte.

Inzwischen war der Spalt so breit, dass ich hineinschlüpfen konnte, und presste mich hindurch. Sofort schlug die Tür wieder zu und mein Fuß blieb an etwas hängen. Ich konnte es nicht genau ausmachen und bemerkte nur, dass es Decken oder Klamotten sein mussten, die wohl jemand hier deponiert hatte. Also beugte ich mich hinab, um sie von der Tür wegzuschieben, als mir dieser eigenwillige Geruch auffiel.

Schlagartig rümpfte ich die Nase, der Gestank war extremer je näher ich den Sachen kam. Nun schrillten meine Alarmglocken und ich wollte da nur noch raus. Ich drückte an der Tür, panisch und unkontrolliert, ganz vergessend, dass ich hätte ziehen müssen. Nur Sekunden später erstrahlte mein Gefängnis im gleißenden Licht, welches mich zunächst entsetzlich blendete. Der Generator funktionierte wohl. Das Nichtsehen währte nur kurz. Krampfhaft weigerte ich mich nun, nach unten zu sehen. In meinem Innersten wusste ich was da lag. Ich kannte den Geruch, Klamotten oder Decken wären auch nie so schwer gewesen. Verzweiflung hielt mich fest und mein Blick drängte sich nach unten. Das wollte ich nicht, doch ich konnte mich nicht wehren und ließ es zu. Zuerst sah ich die Lache in der ich stand, mittlerweile verschmiert und auf den weißen Fliesen verteilt. Dann erblickte ich das bleiche Gesicht und die Augen, schreckensstarr geweitet, wie sie zu mir emporsahen. Jegliches

Lebenslicht erloschen und doch so vorwurfsvoll. Meine Stimme versagt ich wollte schreien, einfach nur schreien, aber nichts dergleichen tat ich. Einzig unverwandt in die kalten Augen starrend drückte ich gegen die Tür, bis zur absoluten Erschöpfung. Das Wimmern, welches sich über meine Lippen stahl, bemerkte ich selbst nicht. In meinem Kopf drehte sich alles, mir wurde so übel und mein Herz raste unablässig. Es gab kein Entrinnen aus meinem Gefängnis und wieder blickte ich nach unten. Das blutüberströmte Gesicht, maskenhaft und unwirklich verhöhnte mich, lachte über meine Furcht. Ich taumelte, denn das Entsetzen versuchte mich von den Beinen zu reißen. Meine Sinne schwanden und ich drückte mich in die Ecke, denn ich wollte keineswegs auf die Leiche fallen. Über meine eigenen Füße rückwärts stolpernd, hielt ich mich noch eben gerade so an der Türklinke fest und plötzlich bewegte sich die Tür. Mein eingenebeltes Hirn hatte mir einen Streich gespielt und endlich nutze ich die Chance zur Flucht. Mit der letzten verbliebenen Energie, riss ich die Tür auf, die Leiche rutschte nach hinten weg und ich war frei. Auch meine Stimme gewann an Kraft und endlich schrie ich wie am Spieß. Meine Schuhsohlen, glitschig und glatt durch das Blut brachten mich immer wieder zum Straucheln und dann schlug ich auf den Flurboden. Ob aus Kraftlosigkeit oder durch Ungeschick weiß ich nicht aber ich kam einfach nicht mehr hoch.